

Richard Ungar
DIE TIME CATCHER

Richard Ungar

DIE
CATCHER
TIME

The title 'DIE CATCHER TIME' is rendered in a large, serif, metallic font. The letter 'T' in 'TIME' is replaced by a detailed mechanical component, likely a part of a watch movement, featuring a horizontal bar with a small gear-like end and a vertical stem with a decorative, ornate base. The word 'CATCHER' is positioned below 'DIE' and 'TIME', and 'DIE' is positioned above 'CATCHER'.

Aus dem amerikanischen Englisch
von Knut Krüger



cbj ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

In Erinnerung an Philip Azimov
R. U.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2013

© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe cbj, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2012 Richard Ungar

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel:

»Time Snatchers« bei G. P. Putnam's Sons,
einem Imprint der Penguin Gruppe (USA) Inc.

Übersetzung: Knut Krüger

Umschlagillustration: © Owen Richardson

Umschlagkonzeption: init. Büro für Gestaltung, Bielefeld

MP · Herstellung: UK

Satz und Reproduktion: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-15574-5

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de



4. Mai 2060, 19:16 Uhr
Große Halle des Volkes, Beijing, China

Ich kann nicht aufhören zu weinen.

Ich würde ja gern behaupten, es seien Tränen der Ergriffenheit, darüber, dass sich die beiden mächtigsten Staatsmänner der Welt in diesem Moment die Hände reichen. Doch um ehrlich zu sein, liegt es an einer Schwäche, die man im Allgemeinen nicht mit Dieben in Verbindung bringt. Es ist meine Allergie, die mir Tränen in die Augen treibt.

So ist das in jedem Frühjahr. Vor allem, wenn Narzissen in der Nähe sind. Und es müssen mindestens zehntausend dieser schrecklichen gelben Dinger sein, die anlässlich des Staatsbesuchs des amerikanischen Präsidenten in Reih und Glied stehen. Der ist angereist, um gemeinsam mit dem Präsidenten von China das Große Freundschaftsabkommen beider Länder zu unterzeichnen. Ich verstehe nicht viel von Weltpolitik, denke aber, die USA und China werden nur deshalb beste Freunde, um sich ihre Waren gegenseitig zum halben Preis abkaufen zu können.

Ich platziere mich so, dass ich nicht mehr in Windrichtung der Pollen stehe. Man sollte doch glauben, dass auf

einem Platz, der zehn Mal so groß wie ein Fußballfeld ist, ein bisschen Ellbogenfreiheit herrscht. Aber mir bleibt keine andere Wahl, als Schulter an Schulter mit ein paar grau uniformierten Pfadfindern zu stehen, die gelbe Halstücher tragen und an dieser historischen Veranstaltung wahrscheinlich nur teilnehmen, um sich ein Verdienstabzeichen zu sichern. Doch eigentlich steht es mir nicht zu, mich darüber zu beklagen. Schließlich besuche auch ich Beijing nicht mit noblen Absichten. Wüssten die Soldaten mit ihren glänzenden Stiefeln, die beide Staatspräsidenten flankieren, warum ich hier bin, würden sie mich in Handschellen abführen.

Von meinem neuen Standort aus habe ich einen großartigen Blick auf einen der zehn riesigen Bildschirme, die sich auf dem Platz befinden. Die leibhaftigen Präsidenten erkenne ich nur als winzige Punkte in der Ferne. Aber das ist mir egal, ich bin schließlich nicht ihretwegen hier.

Das Gebäude hinter den Staatsmännern interessiert mich schon mehr: die Große Halle des Volkes. Eigentlich sollte sie Bombastische Halle des Volkes oder so heißen, weil sie wirklich gigantomanisch ist. Jede einzelne der monumentalen grauen Marmorsäulen wiegt bestimmt eine Tonne. Seltsamerweise passt dieses Gebäude überhaupt nicht zu den anderen umliegenden. Die Große Halle ist ein viereckiger Klotz, während die übrigen Häuser schräge Dächer und geschwungene Linien haben.

Es nieselt, aber das scheint niemanden in der gewaltigen Menschenmenge zu stören. Alle knipsen wie verrückt mit ihren Kameras, was ich ihnen nicht verdenken

kann. Schließlich ist das hier eine historische Veranstaltung. Der Beginn einer goldenen Ära der amerikanisch-chinesischen Beziehungen ereignet sich schließlich nicht jeden Tag.

Die Staatspräsidenten schreiten die Stufen vor der Großen Halle hinunter und schütteln ihren Stellvertretern die Hand, danach den Stellvertretern ihrer Stellvertreter und so weiter und so fort. Ich frage mich, wie es sich anfühlt, die Nummer vier eines der mächtigsten Staaten dieser Erde zu sein. Wahrscheinlich braucht man viel Geduld – es müssen schon einige Leute ihren Job aufgeben, bis so einer endlich selbst die Welt regieren darf.

Ich lasse meinen Blick prüfend über die Menge schweifen, auf der Suche nach irgendjemandem, der meine Mission gefährden könnte. In meiner Branche kann man nicht vorsichtig genug sein. Da niemand gern bestohlen wird, bin ich es gewohnt, mich so unauffällig wie möglich zu verhalten. In diesem Fall heißt das zu warten, bis sich die Touristenmenge zerstreut und die Ehrenwache mit ihren dekorativen, aber spitzen Bajonetten nach Hause geht, um Tee zu trinken.

Aber natürlich kann ich nicht ewig warten. Diese Zeitreisen schlauchen einen ganz schön. Nach fünfzig Minuten in der Vergangenheit werden die Sinne in eine Art Zeitnebel gehüllt. Man fühlt sich benommen, die Gedanken werden getrübt, und die Motorik gerät ins Stocken. In diesem Zustand erfordert es größte Mühe, auch nur einen Fuß vor den anderen zu setzen. Nach drei Stunden beginnt dann der Kreislauf zu kollabieren. Mein längster Aufenthalt in der Vergangenheit dauerte genau sieben-

undfünfzig Minuten, und ich bin nicht scharf darauf, diesen Rekord jemals zu brechen. Das einzige Mittel gegen den Zeitnebel ist eine Rückkehr in die Gegenwart, was in meinem Fall 2061 bedeutet, und abzuwarten, bis man wieder fit ist. Das kann Stunden oder in schweren Fällen einen ganzen Tag dauern.

Aus diesem Grund hat Onkel alle Missionen in die Vergangenheit auf maximal dreißig Minuten begrenzt. Mit Fürsorglichkeit hat das allerdings nichts zu tun, sondern mit der banalen Erkenntnis, dass niemand mehr für ihn stehen kann, wenn wir alle vom Zeitnebel umgebracht werden.

Falls ein Catch – so nennen wir unsere Beutezüge – also nicht binnen dreißig Sekunden über die Bühne gegangen ist, gilt die Mission als gescheitert. Nach der ersten gescheiterten Mission wird man lediglich in Onkels Büro zitiert und muss sich von ihm eine Standpauke anhören. Doch wenn es zwei Mal in einem Monat passiert, muss man mit weitaus schlimmeren Konsequenzen rechnen – wie schlimm es wird, hängt von Onkels Laune ab. Beim dritten Mal wird man sprichwörtlich in die Wüste geschickt – in eine trostlose und unwirtliche Gegend, in der es niemand länger als einen Monat aushält, ohne durchzudrehen.

Ein Kichern erregt meine Aufmerksamkeit. Als ich mich umdrehe, erblicke ich einen kleinen Jungen, der ein rotes T-Shirt mit der Aufschrift *BEIJING 2060* und dem Bild eines Pandabären trägt. Er rennt an mir vorbei in die ausgebreiteten Arme seines Vaters. Gebannt schaue ich zu, wie der seinen Sohn in hohem Bogen durch die Luft

schwingt, ehe er ihn sanft wieder absetzt. Auch die Mutter des Jungen hat die Szene beobachtet und nun fallen sie sich alle lachend in die Arme.

Mein Herz setzt einen Schlag aus. Ich frage mich, wie sich der Junge jetzt fühlt. Bestimmt sicher und geborgen. Das muss wundervoll sein. Zu wissen, dass man geliebt wird. Zu wissen, dass man einer richtigen Familie angehört.

Ich habe beides nie erlebt.

Keine Mutter. Keinen Vater. Weder Brüder noch Schwestern. Im reifen Alter von drei Jahren wurde ich zur Adoption freigegeben. Das bin ich: Caleb, 13 Jahre, Vollwaise und zeitreisender Dieb, Letzteres seit nunmehr 10 Jahren.

Onkel habe ich es immerhin zu verdanken, dass ich drei anständige Mahlzeiten am Tag bekomme und in den anderen Time Catchern Kumpel habe, die alle mehr oder minder in meinem Alter sind. Uns eine Familie zu nennen, wäre allerdings stark übertrieben.

Zu Beginn war das noch anders. Da benahm Onkel sich wie ein richtiger Onkel und nahm mich sowie die anderen Kinder, die er adoptiert hatte, auf Expeditionen mit. Im Zoo zeigte er uns die geklonten Schneeleoparden und sprechenden Schimpansen, die fluchten und schimpften, wenn man ihnen zu nahe kam. Außerdem unternahmen wir spannende Ausflüge zu Museen, Kunstgalerien und Konzerten – nicht nur in den USA, sondern auf der ganzen Welt. Onkel sagte, die Welt selbst sei unsere Lehrerin. Er gab uns sogar einen eigenen Namen – die fünf Weltwaisen.

Doch plötzlich, vor ein paar Jahren, veränderte sich alles von Grund auf. Onkel wurde launisch und unberechenbar. Von da an konnte er von einem auf den anderen Moment bitterböse werden. Er war imstande, sein Taschenmesser zu zücken und damit zu drohen, uns einen Finger abzuschneiden. Eigentlich glaube ich, dass er schon immer verrückt war, es früher nur besser verbergen konnte. Abbie, mein langjähriger Kompagnon und engster Freund – Korrektur: mein *einzig*er Freund, genauer gesagt meine einzige Freundin von klein auf –, glaubt, dass er eine Art Nervenzusammenbruch hatte. Onkel ist auf jeden Fall sehr schwierig geworden, also versuche ich, mich von ihm fernzuhalten, was allerdings so gut wie unmöglich ist. Denn zum einen leben wir unter ein und demselben Dach, zum anderen ist er die Sorte von Boss, die seine »Time Catcher«, wie er uns nennt, ständig unter Kontrolle hält.

Die Menschenmenge läuft jetzt auseinander. Ich sollte einen geschäftigen Eindruck machen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Ich werfe einen letzten Blick zum Dach der Großen Halle hinauf. Dort flattert er im Wind, der Gegenstand, dem ich es zu verdanken habe, dass ich ein Jahr in die Vergangenheit und siebentausend Meilen nach Westen gereist bin: die Fahne der Großen Freundschaft. Um ehrlich zu sein, hat sie nichts Besonderes an sich, sondern besteht aus waagerechten gelben, roten, blauen und weißen Streifen – eine Kombination aller Farben der chinesischen und der amerikanischen Flagge. Doch ihr Aussehen ist mir egal. Ich will sie ja nur stehen, sonst nichts.

Ich eile zum Park, der sich vom großen Platz aus auf der anderen Straßenseite befindet. Bis die Sonne untergeht, wird es noch ein paar Minuten dauern. Ich könnte natürlich in der Zeit nach vorne springen, doch wer weiß, wann ich das nächste Mal in China sein werde? Vielleicht sollte ich mich einfach entspannen und meinen Aufenthalt hier genießen.

Der Park, dessen Eingangstor von hoch aufragenden steinernen Löwen eingerahmt wird, atmet Ruhe und Frieden. Genau die richtige Atmosphäre, um mich auf meine Mission einzustimmen. Ich bleibe für einen Moment auf einer zierlichen Holzbrücke stehen, die sich über einen mit Seerosen getupften Teich spannt. In der Nähe, auf einer Rasenfläche, bewegen ein paar Erwachsene in Trainingsanzügen in langsamen, anmutigen Bewegungen ihre Arme und Beine. Abbie wäre von diesem Ort begeistert. Doch sie wurde im letzten Moment als dritter Agent nach London abkommandiert. Dort soll sie im Jahr 1671 die Kronjuwelen aus dem Tower stehlen. Wir befinden uns also gerade in verschiedenen Jahrhunderten. Das kommt schon mal vor.

Endlich setzt die Dämmerung ein. Es ist an der Zeit, meinen Auftrag zu erledigen. Als ich erneut den großen Platz betrete, registriere ich jede Kleinigkeit mit höchster Aufmerksamkeit: den Geruch dieser schrecklichen Blumen, das Gelächter einer kleinen Touristengruppe. Sogar meine Schritte auf dem Beton spüre ich deutlicher als sonst. Onkel sagt, dass die Japaner ein eigenes Wort für diese gesteigerte Wahrnehmung haben: *Zanshin*. Ich nenne sie einfach Alarmbereitschaft.

Vor der Großen Halle stehen nur noch zwei Touristenbusse. Ich vergewissere mich, dass niemand darin ist, husche in die schmale Lücke zwischen den beiden Fahrzeugen und gehe in die Hocke. Schon möglich, dass mich hier jemand sieht, aber nicht sehr wahrscheinlich. Außerdem bin ich für andere Leute ziemlich uninteressant – zumindest bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich mich in Luft auflösen werde.

Doch was ich als Nächstes zu sehen bekomme, stimmt mich nachdenklich. Die Soldaten mit den glänzenden Stiefeln und spitzen Bajonetten sind immer noch vor dem Bronzeportal der Großen Halle postiert. Dann fällt mir das feierliche Galadiner ein, das zu Ehren der beiden Staatsmänner stattfindet.

Aber davon brauche ich mich nicht stören zu lassen. Schließlich will ich ja nicht in das Gebäude hinein, sondern nur auf sein Dach.

Ich reibe mir gähnend die Augen. Jeder, der mich sieht, wird mich für einen ganz normalen Touristen halten, dem nach einem langen Tag auf den Beinen die Füße wehtun. So sehe ich nämlich auch aus: ein Freundschafts-T-Shirt, Jeans, Sandalen und ein grüner Rucksack, der seine besten Tage bereits hinter sich hat.

Durch das Reiben meiner Augen stelle ich mein implantiertes Okular auf Nachtsicht.

Der nächste Soldat der Ehrengarde steht knapp zwanzig Meter von mir entfernt. Ich zoomte ihn so nah heran, dass ich die winzigen Bartstoppeln auf seiner linken Wange erkenne, die er bei seiner morgendlichen Rasur übersehen hat.

Ein lautes Geräusch lässt mich aufblicken. Der Hub-schrauber, der alle fünf Minuten seine Runden dreht. Mehr Zeit bleibt mir nicht, um den geplanten Diebstahl in die Tat umzusetzen.

Showtime.

Ich klopfe ein paar Mal auf mein Handgelenk. Das aktiviert den Zeitreisechip, der sich unmittelbar unter meiner Haut befindet. Es wird nur ein Katzensprung sein. Zwanzig Meter nach vorn, dreißig Meter nach oben und vier Sekunden voraus in die Zukunft.

Als ich meine Augen schließe, spüre ich die vertrauten Begleiterscheinungen eines Zeitsprungs: Schwindel, Aufregung und dann Orientierungslosigkeit, weil ich zunächst nicht weiß, wo ich bin.

Ich lande auf dem Dach, liege flach auf dem Bauch und bin fast völlig bewegungsunfähig. So ist das immer, nachdem ich gerade einen Zeitsprung hinter mir habe. Ich bin mir nicht sicher, warum, doch es hat bestimmt etwas damit zu tun, dass mein Körper ein wenig braucht, um sich an die Umstellung zu gewöhnen. Glücklicherweise hält dieser Zustand nie lange an, maximal zwei, drei Sekunden.

Der Zustand der Lähmung klingt ab, doch für ein paar Sekunden rühre ich mich nicht vom Fleck und lausche. Nur das ferne Rauschen des Verkehrs jenseits des Platzes dringt zu mir herüber. Ich richte mich ein wenig auf und lasse meinen Blick schweifen, um mich zu orientieren. Ich befinde mich ungefähr in der Mitte des Daches. Mit eingezogenem Kopf krieche ich der Vorderseite des Gebäudes entgegen.

Dort, zwischen der amerikanischen und der chinesischen Flagge, befindet sich die große Freundschaftsfahne. Jetzt, so nahe an der vorderen Kante des Daches, muss ich äußerst vorsichtig sein, denn die Wachen stehen direkt unter mir. Schon beim leisesten Niesen würden sie bestimmt auf mich aufmerksam werden. Und obwohl ich mir nicht vorstellen kann, dass die uralten Bajonette auch wirklich funktionieren, will ich mein Schicksal nicht herausfordern.

Noch eine schlängelnde Bewegung und ich bin am Ziel. Ich halte meinen rechten Zeigefinger in die Luft. Der Anzeige unter meinem Fingernagel entnehme ich, dass es 19 Uhr 38 ist, Ortszeit. Ups, schon so spät!

Ich strecke meine rechte Hand aus, lege meine Fingerspitzen an die Fahne, schließe die Augen und versinke in einem tranceartigen Zustand. Meine Finger prüfen die Beschaffenheit des Materials und vergleichen sie mit den Eigenschaften der Originalfahne der Großen Freundschaft, die gemeinsam mit den Auftragsdaten übermittelt wurden.

Im nächsten Moment erhalte ich das Ergebnis und stoße einen kleinen Seufzer der Erleichterung aus: Die Fahne ist echt – kein Duplikat.

Man weiß nie genau, was man eigentlich stiehlt, bis man das Diebesgut gescannt hat.

Schließlich ist die ganze Welt voller Gauner – nicht alle von ihnen sind Zeitreisende –, und so wäre es durchaus möglich, dass mir ein anderer die Fahne vor der Nase weggeschnappt und gegen eine Nachbildung ausgetauscht hat.

Ich möchte unter allen Umständen vermeiden, ein Duplikat ins Hauptquartier zu bringen. Dann wäre die Mission definitiv gescheitert.

Aber jetzt werde ich selbst eine Replik einsetzen. Onkel ist sehr daran gelegen, dass wir kein Aufsehen erregen, und die beste Art, dies zu erreichen, besteht darin, dass der Catch von niemandem bemerkt wird.

Und so ziehe ich in diesem Moment ein perfektes Abbild der Fahne aus meinem Rucksack. Onkels Assistent, Nassim, hat es mir vor meiner Abreise gegeben.

Diesen Teil meines Jobs liebe ich wirklich. Nichts ist besser als der gewaltige Adrenalinschub, der unmittelbar vor einem Raub durch meinen Körper hindurchgeht. Je gefährlicher der Auftrag, desto intensiver der Nervenkitzel.

Ich lege das Duplikat hin und untersuche die beiden Karabinerhaken, die die Fahne an ihrem Platz halten. Ich versuche, sie zu lösen, aber das ist unmöglich. Ich muss die Schnur durchschneiden.

Ich ziehe ein Messer aus meiner Hosentasche. Dies ist der heikle Teil. Onkels Auftraggeber sind sehr pingelig, und falls das Material nur ein klein wenig beschädigt ist, werden sie garantiert ihr Geld zurückhaben wollen.

Ich halte das Messer schräg und beginne zu schneiden. Es geht langsamer, als mir lieb ist, vor allem weil die Schnur ziemlich dick und mein Messer stumpf ist. Ich atme tief durch und mache weiter.

Doch plötzlich sehe ich etwas, das mich abrupt innehalten lässt. Es ist ein Schimmern, nur etwa anderthalb Meter von mir entfernt. Es nimmt die Gestalt einer Per-

son an. Kein gutes Zeichen. So schimmern nur Zeitreisende. Doch Abbie befindet sich gerade im siebzehnten Jahrhundert und außer mir ist niemand zu dieser kleinen Party eingeladen. Ich wende mich wieder der Schnur zu und hoffe, dass meine Augen mir einen Streich gespielt haben.

Vergeblich. Drei Sekunden später bin ich nicht mehr allein auf dem Dach. Ich seufze auf, als ich sehe, wer es ist.

Mario.

Mario ist ebenfalls einer von Onkels Time Catchern. Als Onkel ihn vor vier Jahren entdeckte, war er noch ein Straßenjunge, der sich größtenteils von den Küchenabfällen der Restaurants ernährte. Ich weiß noch, wie beeindruckt ich damals von seinen Fähigkeiten war, aus den Mülltonnen die herzhaftesten Cannelloni und das zarteste Rauchfleisch herauszuholen.

Aber es ist schon wirklich lange her, dass ich mit ihm unterwegs war.

Als Onkel sich veränderte, ging das nicht spurlos an Mario vorüber. Plötzlich war er wie besessen vom Ehrgeiz, der beste aller Time Catcher zu sein, und um dieses Ziel zu erreichen, schreckt er nicht mal davor zurück, die einzige Person zu beklaulen, die noch mehr Dinge ranschafft hat als er selbst, nämlich mich.

Ich werfe einen angespannten Blick auf meinen Fingernagel. Nur noch zwei Minuten, um den Auftrag auszuführen.

»Hallo, Caleb«, schmettert mir Mario entgegen.

Fast zucke ich zusammen. Für einen Moment bin ich davon überzeugt, dass seine Stimme die Wachtposten

alarmieren wird, aber dann wird mir klar, dass er nicht laut, sondern mittels Gedankenübertragung gesprochen hat.

»Hallo, Mario«, antworte ich auf derselben Frequenz. »Lass mich raten. Du warst gerade zufällig in der Nähe und wolltest nur mal kurz vorbeischauchen.«

»So in etwa«, antwortet er und schlendert mir gemächlich entgegen, als hätte er alle Zeit der Welt.

Das mag für ihn ja zutreffen, doch für mich definitiv nicht. Ich arbeite verbissen weiter an der Schnur und fluche leise.

»Okay, war nett, dich zu sehen, aber jetzt würde ich gerne weiterarbeiten, wenn's dir nichts ausmacht.«

»Ich kann dir helfen, Caleb«, entgegnet Mario. »Weißt du, im Hauptquartier ist da was durcheinandergeraten. Du solltest jetzt eigentlich mit Abbie und den anderen in London sein. Die Fahne ist für mich vorgesehen.«

»Du lügst«, sage ich und glaube ihm keine Sekunde. Er weiß genau, dass er in diesem Monat schon drei Diebstähle im Rückstand ist. Bestimmt will er mich nur aufhalten, bis meine dreißig Minuten um sind, und die Fahne anschließend selbst nach Hause bringen. Onkel wird er dann erzählen, dass er dazu gezwungen war, weil ich versagt habe. Eigentlich kein schlechter Plan, doch glaube ich nicht, dass er ihn richtig durchdacht hat. Onkel wird nicht gerade begeistert davon sein, dass Mario seine Zeit darauf verwendet, in meiner Nähe herumzuhängen und zu warten, dass ich scheitere.

»Geh von der Flagge weg und streck deine Hände zu beiden Seiten aus, damit ich sie sehen kann«, sagt er.

»Tut mir leid«, entgegne ich, »such dir eine eigene Fahne.«

Ich habe die Schnur durchtrennt. Ich habe noch fünf- undvierzig Sekunden Zeit, um von hier zu verschwinden.

Ich greife nach meinem Handgelenk, um die Rückreise einzuleiten. Doch als ich dies gerade tun will, hält Mario mich am Arm fest.

Ich trete ihn instinktiv vors Schienbein, worauf er mich loslässt.

Wir drehen uns zueinander um und blicken uns in die Augen.

Noch zehn Sekunden, um den Catch zu vollenden.

Als ich erneut nach meinem Handgelenk greife, geht er zum Angriff über, und so bin ich gezwungen, seinen Schlag abzuwehren. Wieder stehen wir uns in Boxerstellung gegenüber. Jetzt lächelt Mario. Er weiß, dass meine Zeit abläuft.

Ein surrendes Geräusch erregt meine Aufmerksamkeit. Der Hubschrauber kommt zurück.

Mario zieht ein Messer mit schwarzem Griff und gefährlich aussehender Klinge unter seinem T-Shirt hervor. Ich erkenne es sofort wieder. Es ist das Messer, mit dem ich im Hauptquartier sonst immer die Zwiebeln schneide.

Ich koche vor Wut. Doch was habe ich für eine Wahl? Mein eigenes Messer ist kümmerlich im Vergleich zu seinem.

Vielleicht wäre ich in der Lage, ihn zu entwaffnen, doch wir beide sind Träger des Schwarzen Gürtels in Karate, und so würde ein Kampf wohl allenfalls unentschieden ausgehen.

Außerdem hat er bereits gewonnen. Meine restlichen dreißig Sekunden sind vor fünf Sekunden abgelaufen.

Für einen kurzen Moment spiele ich mit dem Gedanken, zwanzig Minuten in die Vergangenheit zu springen und den Catch erneut in Angriff zu nehmen. Dann wäre ich fertig, bevor Mario überhaupt auf dem Dach auftaucht. Doch abgesehen von dem quälenden Zeitnebel zweifele ich daran, dass es funktionieren würde. Mario ist nicht blöd.

Wenn ich in die Vergangenheit springe, um ihm ein Schnippchen zu schlagen, wird er vermutlich noch weiter zurückspringen.

Wie ist er überhaupt an meine Auftragsdaten herangekommen? Diese geheimen Informationen kennen eigentlich nur Onkel, Nassim und ich selbst. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie Mario die Daten verraten haben, zumal sie daran interessiert sein dürften, dass er seine eigenen Aufträge erledigt, statt meine zu sabotieren. Irgendwas ist hier faul.

Seufzend hebe ich die nachgemachte Fahne auf und strecke sie ihm entgegen.

»Netter Versuch, Caleb, aber ich nehme die andere.«

»Wenn du darauf bestehst«, entgegne ich. »Aber du machst einen Fehler. Ich hatte schon die falsche Fahne gehisst, als du hier aufgetaucht bist. Ich hab dann nur so getan, als würde ich die Schnur durchschneiden, um dich zu täuschen.«

Mario tritt lächelnd näher an mich heran und sagt: »Okay, dann nehme ich eben beide.«

Hm. Damit hatte ich nicht gerechnet. Zumindest dürf-

te es ihm auf dem Heimweg schwerfallen herauszufinden, welche Fahne die echte ist.

Ich händige ihm beide aus und beobachte mürrisch, wie er sie unter sein T-Shirt stopft. Das Geräusch des Hub-schraubers wird lauter. Ich frage mich, ob ich nicht einen schnellen Abgang machen sollte, doch wahrscheinlich ist das keine gute Idee. Marios Messer ist nur wenige Zentimeter von meiner Brust entfernt. Wenn er sieht, wie ich mein Handgelenk berühre, könnte er mich verletzen, ehe ich verschwunden bin.

Er sieht mich mit überheblichem Lächeln an: »Du glaubst, dass du besser bist als ich, stimmt's, Caleb?«

Ich bin versucht, ihm recht zu geben. Schließlich ist das der erste vernünftige Satz, den er von sich gegeben hat, seit er hier aufgetaucht ist. Doch stattdessen entgegne ich: »Wenn du glaubst, dass dir das bei Onkel ein paar Pluspunkte einbringt, dann irrst du dich.«

»Um ehrlich zu sein, weiß ich gar nicht, warum Onkel dich überhaupt noch beschäftigt«, fährt Mario fort. »Du bist eher ein Trautänzer als ein Time Catcher. Ich lasse mich von meinen Träumen nicht ablenken. Träumer träumen. Aber Diebe stehlen.«

»Brillante Feststellung, Mario«, entgegne ich. »Vor allem weil du diesen Monat erst vierzehn Catches auf deinem Konto hast, drei weniger als ich.«

Für einen Moment starrt er mich böse an, ehe sein Gesicht den üblichen selbstgefälligen Ausdruck annimmt.

»Komm heute Abend nicht zu spät zum Essen«, sagt er. »Ich mach Pekingente, das Lieblingsessen meiner Freundin.«

Nur mit größter Selbstbeherrschung gelingt es mir, ruhig zu bleiben. Ich weiß, dass er Abbie meint.

In diesem Moment wird es ohrenbetäubend laut. Direkt über unseren Köpfen durchschneiden die Rotorblätter des Hubschraubers den dunklen Himmel. Der helle Strahl eines Suchscheinwerfers wandert nur knapp neben uns über das Dach.

Mario blickt auf, klopft zugleich aber wie wild auf sein Handgelenk. Also zögere auch ich nicht länger und tue dasselbe. Im nächsten Moment schwenkt er beide Arme über seinem Kopf und schreit sich die Kehle aus dem Hals. Es klingt etwa wie »Haltet den Dieb«, doch genau lässt sich das bei dem Lärm nicht feststellen, und im nächsten Moment ist er verschwunden.

Ich sollte es ihm eigentlich gleichtun, doch aus irgendeinem Grund bin ich nicht in der Lage dazu.

Sekunden später werde ich von dem Suchscheinwerfer erfasst.

»*Bú yào dòng* – bleib stehen!«, höre ich eine Lautsprecherstimme. Vielen Dank für die Übersetzung, aber die wäre gar nicht nötig gewesen. Ich habe einen Chip, der mir alles, was ich höre, sofort übersetzt.

Ich klopfe erneut auf mein Handgelenk. Stiefelgetrappel und Schreie kommen näher.

Drei Wächter stürmen mir entgegen. Einer hat bereits seine Pistole gezückt.

Wohin soll ich mich wenden? Ich stehe an der Kante des Daches.

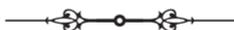
Ich trete hinter die US-Flagge und benutze sie als Deckung.

Sie werden doch nicht am ersten Tag ihrer Großen
Freundschaft die amerikanische Fahne durchlöchern,
oder doch?

Ich schließe die Augen und mache mich bereit.

Die Wächter sind nur noch wenige Schritte von mir
entfernt. Der Erste streckt seine Hand nach mir aus.

Doch sie greift ins Leere.





22. Juni 2061, 16:08 Uhr

Tribeca, New Beijing (früher New York City)

Ich lande am nördlichen Ende der Franklin Street zwischen zwei parkenden Autos, direkt gegenüber dem Hauptquartier.

Es ist jetzt acht Minuten nach vier Uhr nachmittags, Ortszeit, was bedeutet, dass ich zweiunddreißig Minuten lang fort war: genau die Zeitspanne, die ich mich in der Vergangenheit aufgehalten habe. Sie wird vor Beginn eines Auftrags einprogrammiert, was auch sinnvoll ist, wenn man näher darüber nachdenkt. Denn man könnte bei halbstündigen Zeitreisen seine Rückkehr in die Gegenwart auch so berechnen, dass nur zwei Minuten vergangen sind. Wobei man allerdings ziemlich durcheinanderkommen würde.

Eine gelbe Rikscha saust nur Zentimeter an mir vorbei. Seit die Stadt total chinaverrückt geworden ist, haben die meisten Taxifahrer ihre Fords gegen diese überdimensionalen Lastenfahräder eingetauscht, auf deren Rückbank zwei Passagiere Platz finden. Sie machen zwar nicht viel her, halten aber bestimmt ewig.

Doch eines hat sich nicht geändert: Es ist immer noch unmöglich, in New York ein Taxi zu ergattern. In New

Beijing, wollte ich sagen. So sollen wir dem Bürgermeister zufolge die Stadt nun ein Jahr lang nennen. Warum auch nicht? Die Einwohner von Beijing haben es schlechter getroffen. Sie sollen ihre Stadt nun ein Jahr lang als *Dà Píng Guǒ* bezeichnen, was auf Mandarin »Big Apple« heißt.

Ein gewaltiges Fluch- und Hupkonzert dröhnt in meinen Ohren. Als ich auf den Bürgersteig stolpere, schnauzt mich sofort jemand an, ich solle aus dem Weg gehen, während ein anderer mir eine gefälschte Rolex andrehen will. Normalerweise wäre ich für mindestens einen dieser Vorschläge empfänglich, doch ich bin immer noch nicht wieder richtig bei mir.

Endlich beginnt mein Körper, auf mein Gehirn zu hören. Ich mache ein paar Schritte nach vorn und schrecke einige Tauben auf, die sich um einen Mann geschart haben, der sie mit Teigtaschen füttert.

Etwas knackt unter meinen Füßen. Es sind die Überreste eines indischen Abendessens. Aber das ist längst nicht alles. Überall liegt Müll herum. Man muss sich wirklich wundern, was die Leute so alles wegwerfen. Nur wenige Schritte von mir entfernt sehe ich beispielsweise eine bestens erhaltene Kaffeemaschine, eine kaum benutzte chinesische Blindenschriftastatur sowie ein weinrotes Zweiersofa, der Stoff vielleicht ein wenig verblasst, ansonsten jedoch hervorragend in Schuss.

Der Gestank ist schrecklich. Wenn der Müllstreik nicht bald beendet wird, muss ich mir eine dieser Gesichtsmasken zulegen, die mit künstlichem Kiefernduft parfümiert und in New Beijing inzwischen der letzte Schrei sind. Doch ich sollte mich nicht beklagen. Wenn ich die Wahl

hätte, entweder einen stinkenden Bürgersteig in New York entlangzuspazieren oder mich auf einem Hausdach mit bewaffneten chinesischen Soldaten herumschlagen zu müssen, wäre meine Wahl eindeutig.

Eine große Werbeanzeige für East-West-Jeans ruft mir mit lauter Stimme entgegen: »Sitzt so perfekt wie eine zweite Haut.« Eine andere fragt mit zarter Stimme: »Wie wär's mit einem Schuss Koffein?« Ihr könnt mich ruhig unsozial nennen, aber ich lege echt keinen Wert darauf, mit Werbetafeln zu kommunizieren.

Genauso wenig, wie ins Hauptquartier zurückzukehren. Das wird so oder so sehr unangenehm für mich werden. Warum also beeilen?

Statt die Straße zu überqueren, steuere ich direkt auf die Chi-Box zu, die sich auf meiner Seite des Bürgersteigs befindet. Solche Boxen schießen in ganz Manhattan wie Pilze aus dem Boden, seit das Große Freundschaftsabkommen zwischen China und den USA unterzeichnet wurde. Ich kenne nur wenige chinesische Wörter, doch *chi* bedeutet so viel wie »Lebensenergie«. Der Sinn dieser Boxen besteht darin, jeden Kunden mit neuer Lebensenergie zu versorgen, damit dieser sich für den Rest des Tages frisch und entspannt fühlt. Wie alles andere in New Beijing ist auch eine Portion Lebensenergie natürlich nicht billig – für eine halbstündige Behandlung muss man um die tausend Dollar springen lassen. Doch glücklicherweise bin ich nicht nur ein Dieb, sondern auch fähig, Sicherheitssysteme außer Kraft zu setzen und Zahlungskontrollen zu manipulieren.

Ich betrete die Box von der Größe einer Telefonzelle

und schließe die Tür hinter mir. Mit ein paar Sprachbefehlen umgehe ich das Sicherheitssystem und überzeuge den Computer davon, dass ich bereits bezahlt habe.

Nach wenigen Sekunden meldet sich eine samtweiche Stimme: »Hallo, Robert! Schön, dass du eine Chi-Pause gewählt hast. Möge der Atem des Windes sanft in deinen Ohren klingen. Wofür hast du dich entschieden?«

Robert ist der Name, den ich in der Öffentlichkeit benutze oder wenn ich etwas tue, das nicht hundertprozentig legal ist. Abbie hat ihn für mich ausgesucht. Sie sagt, ich sehe aus wie ein Robert, was immer das heißen mag. Mittlerweile habe ich mich sogar an ihn gewöhnt. Ich hoffe nur, dass sich niemand die Freiheit nimmt, den Namen in Roberto oder noch schlimmer: in Robbie abzuwandeln.

Für einen Augenblick überlege ich, diesmal eine andere Wahl zu treffen als sonst. Denn wie viel Bergwiesenduft kann eine einzige Person auf Dauer ertragen?

»Bergwiese, bitte«, sage ich.

»Eine ausgezeichnete Wahl. Genieße deine Chi-Pause, Robert!«, antwortet die Computerstimme. Das Licht geht aus, und im nächsten Moment atme ich frische Bergwiesenluft ein. Natürlich wird dieser Duft künstlich erzeugt, doch alles sieht völlig real aus, bis hin zu den Tautropfen, die an den Spitzen der langen Gräser haften, die sich sanft hin und her wiegen. Wenn ich das eine Stunde lang erlebe, werde ich total entspannt sein.

Aber ich habe keine Stunde, sondern nur zehn Minuten gebucht – gerade mal lang genug, um sich ansatzweise zu erholen. Ich würde ja gern länger bleiben, doch sollte ich lieber ins Hauptquartier zurückkehren und Be-

richt erstatten. Falls ich mich sehr verspäte, wird Onkel mich umbringen. Nun, vielleicht nicht wirklich umbringen, sondern höchstens ein bisschen foltern. Ja, genau. Die gute alte chinesische Wasserfolter zu Ehren der Großen Freundschaft.

Ich zwingen meine Schultern, sich zu entspannen.

Eine Erinnerung steigt in mir auf. Ich bin ein Kleinkind und gehe an der Hand meiner Mutter. Das weiche Gras ist wie ein Teppich unter unseren Füßen. »Riech mal, Caleb«, sagt sie und hält mir eine lila Blume hin. Ich rümpfe unwillkürlich die Nase und muss niesen. Sie lacht. Das Lachen meiner Mutter ist der süßeste Teil meiner Erinnerung. Verzweifelt versuche ich, sie festzuhalten.

»Deine Chi-Pause ist beendet, Robert«, gibt die Computerstimme bekannt. Das Lachen meiner Mutter löst sich in Luft auf.

Ich seufze, verlasse die Box und mache mich auf den Heimweg. Schon bald erblicke ich die Adresse Franklin Street 179. Ein hübsches Gebäude, sechs Stockwerke, roter Backstein, hölzernes Dekor über dem eleganten Eingang. Die Mieter entsprechen dem, was man sich in Tribeca erwarten kann: im Souterrain ein schickes griechisches Restaurant, eine Kunstgalerie im Erdgeschoss, darüber ein Hundezahnarzt, gefolgt von einer Kanzlei, die sich auf Medienrecht spezialisiert hat. Nichts Ungewöhnliches.

Man würde nie erraten, dass sich auf der dritten und vierten Etage der Firmensitz von *Edles für die Ewigkeit* befindet, einem Unternehmen, das die exquisiten Wünsche seiner Kunden erfüllt, indem es ihnen eigentlich unerreichtbare Dinge aus der Vergangenheit beschafft.

Meines Wissens hat das Militär jahrelang geheime Forschungen angestellt, um Zeitreisen möglich zu machen, doch stets vergeblich. Also hatte man das Projekt namens Chronos eingestellt und geplant, alle Aufzeichnungen zu vernichten. Doch der Lastwagenfahrer des beauftragten Müllentsorgungsunternehmens deponierte sämtliche Unterlagen stattdessen in einer Lagerhalle, die er kurzfristig angemietet hatte. Nachdem der Fahrer (der zufällig einen Hochschulabschluss in Quantenphysik besaß) in zweijähriger Nacharbeit sämtliche hundert Kisten durchforstet hatte, war er imstande, ein eigenes Zeitreisesystem zu entwerfen – und im Gegensatz zu dem des Militärs funktionierte es sogar.

»Lastwagenfahrer entwickelt größte Erfindung des einundzwanzigsten Jahrhunderts« wären die Zeitungen betitelt gewesen, wenn sie es herausgefunden hätten. Haben sie aber nicht. Der Fahrer hat nie jemandem davon erzählt, auch nicht dem Militär. Er kündigte seinen Job, wurde zum *Onkel* einiger Adoptivkinder und schickte sie, als er sie für alt genug hielt, in die Welt hinaus, um Schätze für seine vermögenden Kunden zu stehlen, die keine lästigen Fragen stellten. Der Rest ist, wie man so sagt, Geschichte.

Es ist mittlerweile ein florierendes Unternehmen, vor allem wenn man sich vergegenwärtigt, dass es keinerlei Werbung für sich macht. Als Team kommen Abbie und ich auf durchschnittlich vier Diebstähle pro Woche, genau wie die anderen Teams. Zählt man noch gelegentliche Einzelaktionen hinzu, verbuchen wir jeden Monat etwa fünfzig Diebstähle.

Abbie, die abgesehen von ihren sonstigen Fähigkeiten ein natürliches Talent besitzt, sich geheime Informationen zu beschaffen, hat herausgefunden, dass Onkels Kunden im Schnitt etwa hunderttausend Dollar für die kleinen Erinnerungsstücke aus der Vergangenheit bezahlen. Wir reden hier also über die Kleinigkeit von fünf Millionen Dollar im Monat ... alles steuerfrei. Ein hübsches Sümmchen.

Zur Arbeit habe ich es nicht weit. Gemeinsam mit Mario und Raoul bewohne ich ein Zimmer im dritten Stock. Lydia, die Marios Diebespartnerin ist, teilt sich das andere Zimmer mit Abbie. Die Küche, der Aufenthaltsraum und Nassims Büro befinden sich ebenfalls im dritten Stock, Onkels Büro sowie unser Arbeitsraum im vierten.

Ich benutze meinen Computerarbeitsplatz in erster Linie, um mich über die lokalen Gegebenheiten und anderen Dinge zu informieren, die mir während eines Auftrags von Nutzen sein könnten. Es ist wirklich aufregend, was man im Netz so alles erfahren kann – zum Beispiel was die Höhlenbewohner im texanischen Pecos River Valley 9500 Jahre v. Chr. zum Frühstück gegessen haben.

Je mehr wir über das Leben der Leute an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit wissen – das hat uns Onkel schon früh erklärt –, desto weniger laufen wir Gefahr, dort unangenehm aufzufallen. Und wer Diebstähle in aller Öffentlichkeit begehen will, ist natürlich darauf angewiesen, sich möglichst unauffällig der neuen Umgebung anzupassen. Ich muss jedoch zugeben, dass ich im Gegensatz zu Abbie nicht in der Lage bin, stundenlang vor dem Computer zu sitzen. Nach zwanzig Minuten fangen meine Beine an zu zucken, dann muss ich aufstehen und

ein paar Karatekicks machen. Ich verwende also vielleicht nicht ganz so viel Zeit auf die Recherche, wie ich eigentlich sollte.

Ich werfe einen Blick zu meinem Zimmer hinauf, sehe jedoch keine Bewegung hinter dem Fenster, und das ist auch gut so. Ich weiß nicht, wie ich in diesem Moment Mario gegenüber treten sollte.

Während ich die Stufen zum Haupteingang in Angriff nehme, bin ich mir voll bewusst, dass jeder meiner Schritte aufgezeichnet wird. Onkel will stets darüber informiert sein, wer kommt und wer geht.

Als ich die Lobby betrete, sehe ich, dass die Galerie ein neues Exponat hat: Es ist ein Hologramm, das rosa Bowlingkugeln zeigt, die um eine Art Teekanne mit doppelter Tülle kreisen. Jedes Mal, wenn eine Kugel an einer Tülle vorbeischiebt, leuchtet darüber ein Bild der Arktis auf, worauf die Temperatur in der Lobby um zwei Grad sinkt. Nett.

Als ich auf den Knopf des Aufzugs drücke, spüre ich nichts als die leichte Kühle, die vom Hologramm mit den Bowlingkugeln ausgelöst wird. Dennoch werde ich in diesem Moment von einem Dutzend Sensoren erfasst, die meine Identität bestätigen. Sie gehören zu Onkels Sicherheitssystem, das ihm unerwünschte Personen wie Polizisten oder Mitarbeiter des Finanzamts vom Hals halten soll. Natürlich hätten diese Personen keinerlei Probleme, der Anwaltskanzlei Cohen und Chen im zweiten Stock einen Besuch abzustatten oder ihre Hunde zum Zähnebleichen im ersten abzuliefern, doch sobald sie die dritte oder vierte Etage erreichen wollten, würden sie umgehend die

Nachricht erhalten, dass der Lift *für diese Stockwerke außer Betrieb* ist.

Ganz abgesehen davon, dass es in dem Aufzug ohnehin gar keinen Knopf mit der Zahl vier mehr gibt. Im Zuge des Großen Freundschaftsabkommens hat der Bürgermeister nämlich verfügt, alle Nummer-vier-Knöpfe in jedem Aufzug Manhattans zu entfernen, da die Zahl vier in China als Unglückszahl gilt. Für gut zwei Monate herrschte daraufhin bei den Pizzazustellern der Stadt das totale Chaos.

Von innen gleicht der Aufzug vielen anderen altmodischen Aufzügen in New York, äh, ich meine natürlich New Beijing: ein viereckiger Kasten aus Stahl, in dem man sich, nachdem sich die Türen geschlossen haben, wie in einem Gefängnis vorkommt.

»Drei«, sage ich.

»Ich habe Sie nicht verstanden«, höre ich eine quäkende Stimme, während Phoebe, die Liftbegleiterin, auf dem Monitor an der Wand erscheint. Sie trägt einen eleganten königsblauen Hosenanzug mit roten Biesen und einer Doppelreihe silberner Knöpfe an der Jacke. Eine passende Schirmmütze komplettiert ihr Outfit. Für eine Computeranimation sieht sie ziemlich scharf aus.

Natürlich wäre sie schwer beleidigt, würde man ihr ins Gesicht sagen, dass sie nur ein Computerbild ist, denn sie tut stets so, als sei sie eine lebendige Person aus Fleisch und Blut. Ihr auf menschlicher DNA basierendes Betriebssystem versetzt sie in die Lage, in einer Sekunde eine Billion Rechenoperationen durchzuführen, demzufolge wäre es stark übertrieben, sie als echte Person zu bezeichnen. Andererseits ist sie außerordentlich geschickt darin,

bestimmte menschliche Verhaltensweisen nachzuahmen, und versteht es meisterhaft, mich zu provozieren.

»Phoebe, bitte«, flehe ich und atme tief durch. Aber zu spät. Die Entspannung der Chi-Pause ist schon wieder verflogen.

»Bitte was?«, fragt sie mit gespielter Ahnungslosigkeit.

»Bring mich bitte in den dritten Stock«, antworte ich.

»Warum nicht lieber in den vierten, fünften oder sechsten?« Ihre Stimme klingt äußerst liebenswürdig.

Gegen ihre Spielchen wäre ja nichts einzuwenden, wenn es darum ginge, unliebsame Eindringlinge von der Firma fernzuhalten, doch in diesem Moment gehen sie mir ziemlich auf den Wecker.

»Phoebe, ich bin gerade aus China zurückgekommen. Mir ist total warm, ich bin müde und durstig und muss mich zurückmelden. Könntest du mich jetzt also bitte in den dritten Stock bringen?«

Für einen Moment herrscht absolute Stille. Ich weiß, was das zu bedeuten hat. Sie versucht, mich aus dem Gleichgewicht zu bringen und daran zu erinnern, wie mächtig sie ist und wie klein und unbedeutend ich bin. Aber vielleicht interpretiere ich auch zu viel in ihr Verhalten hinein. Vielleicht steht ihr eine menschliche Eigenschaft wie Boshaftigkeit gar nicht zur Verfügung. Ich meine, genau genommen besteht sie ja nur aus einem Haufen von DNA durchdrungenen Nervenzellen und ein paar Mikrochips, die nicht mal zu den allerneusten zählen.

»Na gut«, entgegnet sie schließlich. »Aber nur, weil du *bitte* gesagt hast.«

Die Türen gleiten auf, und ich betrete den herunterge-

kommenen Empfangsbereich. Die Wände sind von Rissen durchzogen. Hier und da ist die Farbe abgeplatzt und offenbart die grün gestreifte Tapete darunter. Ein Wasserrohr schaut nahe der Decke aus der Wand hervor, obwohl irgendjemand einen halbherzigen Versuch unternommen hat, dies zu verbergen, indem er das Rohr in derselben senfgelben Farbe gestrichen hat wie die Wände. Ein abgenutztes Sofa, das einst weiß war, steht verloren unter einem leicht verbeulten Schild mit der Aufschrift NEW BEIJING EXPORT COMPANY.

Doch das Schild ist, ebenso wie die gesamte schäbige Rezeption, nur Fassade.

Ich lasse mich auf die Couch sinken und fasse mit einer Hand unter die Kante der Sitzfläche. Immer wenn ich das tue, fürchte ich, im nächsten Moment Bekanntschaft mit einem vertrockneten Große-Freundschaft-Extra-Kaugummi zu machen, doch glücklicherweise ertaste ich nur den Einlassknopf. Als ich ihn drücke, gleitet die mir gegenüberliegende Wand zur Seite und gibt den Blick auf den eigentlichen Empfangsbereich von *Edles für die Ewigkeit* frei.

Viel ist allerdings nicht zu sehen. Alles ist stockdunkel. Nicht einmal das schummrige Licht der falschen Rezeption vermag die Finsternis hinter der Wand zu durchdringen. Wenn ich könnte, würde ich die Nachtsichtfunktion meines implantierten Okulars einschalten, doch im Hauptquartier funktioniert es nicht. Ich stehe auf und gehe ins Dunkel, worauf sich die Wand hinter mir schließt.

All meine Sinne sind in höchster Alarmbereitschaft, als ich mich auf den unausweichlichen Angriff einstelle.

Zehn Sekunden vergehen.

Habe ich mich getäuscht? Vielleicht kommt der Angriff doch nicht?

Zwanzig Sekunden. Immer noch ist nichts passiert.

Vielleicht ... plötzlich schließt sich etwas wie ein eiserner Ring um meinen Hals. Die Attacke kommt so schnell, dass mir kaum Zeit zum Atmen bleibt.

»Historisches chinesisches Segelschiff, acht Buchstaben«, raunt eine heisere Stimme.

Normalerweise helfe ich Nassim gern bei seinen Kreuzworträtseln, aber die Begleitumstände der Situation machen es mir unmöglich zu stöhnen, geschweige denn einen Fluch auszustoßen.

Er scheint das zu begreifen und lockert ein wenig seinen Griff.

»Ha... hallo, Nassim«, stammele ich. »Ich melde mich zurück.«

Der große Mann lässt mich los und schnippt mit den Fingern, worauf die Rezeption deutlicher in Erscheinung tritt. Das Erste, was ich erkenne, ist das knapp ein Meter große Hologramm des Firmenlogos: eine Schlange, die sich um ein Stundenglas windet. Darüber in schimmerndem Orange ist Onkels Botschaft der Woche zu lesen: *Ein misslungener Catch ist wie ein halbes Niesen.*

Onkel mag zwar ein paar Fehler haben, aber mit Worten kann er umgehen, das muss man ihm lassen.

Ich reibe mir den Hals, während Nassim seinen Organizer aufklappt. Er ist der neuste in der Reihe von Onkels persönlichen Assistenten. Er unterrichtet uns Time Catcher in Karate, was auch Überraschungsangriffe mit

einschließt, gegen die man sich eigentlich nicht verteidigen kann.

In der Firma geht das Gerücht um, dass Nassim sieben- undzwanzig verschiedene Techniken beherrscht, um einen Gegner nur mit dem linken Daumen auszuschalten. Abbie zufolge hat er beim Pferdewetten ziemlich viel Geld verloren und sich von Onkel aus der Klemme helfen lassen. Mit dem Ergebnis, dass er Onkel nun einen Haufen Geld schuldet, das er in Anbetracht seines kargen Lohns nie wird zurückzahlen können. Dennoch wäre ich überrascht, wenn er uns mitsamt seines tödlichen Daumens noch einen weiteren Monat erhalten bliebe. Nächste Woche wird Nassim seit genau einem halben Monat bei uns sein, und das ist für gewöhnlich der Zeitpunkt, an dem Onkel seine Assistenten vor die Tür setzt.

»Ach, ja, der Beijing-Auftrag. Wenn ich um den Gegenstand bitten dürfte«, sagt Nassim.

Wie höflich von ihm. Kaum zu glauben, dass es derselbe Kerl ist, der mich eben fast erwürgt hat.

»Ich ... ich hab nichts für dich«, entgegne ich.

»Wie ist das möglich?«, fragt Nassim und kneift die Augen zusammen. »Hast du den Auftrag nicht zu Ende geführt?«

»Als ich den vorgesehenen Ort des Catches erreichte, war die Große Freundschaftsfahne verschwunden.«

Nassims Kreuzwortlösungsfinger zucken. Er mag keine Überraschungen. Die bringen seine Buchführung durcheinander. Für einen langen Moment sieht er mich schweigend an.

»Jemand muss mir zugekommen sein und sie ge-

stohlen haben«, fahre ich schließlich fort, um die Stille zu durchbrechen.

Ich mag es nicht, Nassim anzulügen. Nassim ist schon in Ordnung. Doch wenn ich ihm erzähle, dass sich Mario und ich erneut in die Haare gekriegt haben, dann hat er keine Wahl und muss Onkel sofort davon berichten. Und Mitgefühl gehört nicht gerade zu Onkels Stärken.

»Dann muss ich das als misslungenen Catch melden«, sagt Nassim.

Ich nicke. Es könnte schlimmer kommen. Glücklicherweise ist das in diesem Monat mein erster Fehlversuch.

»Warte bitte im Aufenthaltsraum, während ich meinen Bericht vervollständige«, sagt er.

Ich nicke erneut und flüstere »Dschunke« als Antwort auf seine Kreuzworträtselfrage. Er lächelt mich mit blitzenden Zähnen an und haut mir so herzlich auf den Rücken, dass der Schmerz bis zu meinem gepeinigten Hals emporschießt.

Ich spaziere den Gang entlang, bis ich den Aufenthaltsraum erreiche. Er ist eine Mischung aus Wohn- und Esszimmer, in dem wir außerdem alle erforderlichen Informationen zu unseren Aufträgen erhalten. Darüber hinaus verfügt er über einen begehbaren Kleiderschrank, in dem sich Kleidungsstücke aus verschiedensten Orten und Jahrhunderten befinden. In den kleinen Kämmerchen legt Nassim die jeweilige Garderobe für die nächsten Missionen bereit. Da er allerdings wenig von Frauenkleidern versteht, dürfen Abbie und Lydia ihre Bekleidung selbst auswählen.

Mir fällt sofort auf, dass der alte Wasserspender durch

einen dieser neuen, steinernen Trinkbrunnen ersetzt wurde. Onkel zufolge trägt das Geräusch plätschernden Wassers zu einer entspannten Atmosphäre bei und fördert das Chi des Raumes. Ich bin überrascht, im Aufenthaltsraum eines dieser luxuriösen Dinger zu sehen. Nicht dass Onkel sich so was nicht leisten könnte. Doch verkneift er sich normalerweise jeden Komfort für seine Time Catcher.

Ich trinke einen Schluck Wasser und schaue aus dem kleinen Fenster. Was sich nicht geändert hat, ist der Ausblick: solide Steinmauern, wohin das Auge reicht. Als ich acht war, ist es mir gelungen, das Fenster zu öffnen, meinen Arm auszustrecken und mit einer Schere meinen Namen in die gegenüberliegende Wand zu ritzen. Als Onkel das herausfand, musste ich drei Tage lang Küche, Aufenthaltsraum und die Badezimmer putzen. Was, wenn ich es jetzt bedenke, eine läppische Strafe war im Vergleich zu der, die mich im selben Fall heute erwarten würde.

»Lange nicht gesehen, Caleb. Hast wohl mal wieder deine Kollegen beklaut«, sagt eine Stimme.

Es ist Mario, der auf der Schwelle steht.

Ich trinke einen weiteren ausgiebigen Schluck Wasser, ehe ich antworte. Ein Wortgefecht mit Mario ist stets so, als wollte man einen Fisch mit der bloßen Hand fangen. Dennoch werde ich es nicht zulassen, dass er mir auf der Nase herumtanzt.

»Verdreh hier nicht die Tatsachen«, entgegne ich. »Du hast mich bestohlen, nicht umgekehrt.«

Marios Lachen ist hochmütig und beleidigend. »Stimmt«, erwidert er. »Ich hab dich bestohlen. Aber nur, weil du für einen simplen Catch so viel Zeit verplempert

hast, dass Onkel mich schließlich geschickt hat, um die Sache über die Bühne zu bringen.«

Ich glaube ihm kein Wort. Abgesehen davon, dass er sich selbst widerspricht – auf dem Dach hat er noch behauptet, es wäre eigentlich *sein* Auftrag gewesen –, würde ihn Onkel niemals beauftragen, meine Mission zu vollenden. Oder doch?

Aber ich lasse mir nichts anmerken und blicke über seine Schulter. Wo Nassim nur bleibt!? Ich wünschte, er wäre endlich mit dem Bericht fertig, damit ich hier wegkäme.

»Willst du nicht wissen, wo all die anderen sind?«, fragt Mario, womit er mich endgültig aus der Ruhe bringt.

»Nein«, antworte ich.

»Die bringen Müllsäcke ins Jahr 2059«, fährt Mario fort. »Ich hätte sie ja begleitet, doch Onkel wollte, dass ich einen speziellen Job für ihn erledige.«

Ich drehe mich um und schaue aus dem Fenster. Hat er »all die anderen« gesagt? Das kann nicht sein. Ich sollte doch Abbie treffen, damit wir uns gemeinsam auf unsere Mission ins Frankreich von 1826 vorbereiten. Entweder hat Onkel kurzfristig umdisponiert und sie zur Müllentsorgung abkommandiert oder Mario lügt.

»Du bist doch bestimmt neugierig, was für einen speziellen Job ich übernehmen soll«, sagt er.

»Eigentlich nicht«, entgegne ich, da ich weiß, dass er es mir so oder so erzählen wird.

»Also pass auf«, sagt Mario, »ich muss mal wieder ein paar Kinder einsammeln, mit der Zeitgondel. Willst du nicht mitkommen?«

Er weiß genau, wie sehr mir diese Sache zu schaffen macht, denn »Kinder einsammeln« heißt nichts anderes als sie entführen. Onkels neuestes Projekt besteht nämlich darin, obdachlose Kinder zu entführen und zu Time Catchern zu machen. Da der Chip unter dem Handgelenk nur seinen Träger durch Zeit und Raum transportieren kann, muss Mario hierzu die Zeitgondel benutzen – eine Zeitreisemaschine, die von außen einer Blechtonne gleicht, in ihrem Innern jedoch bis zu vier Personen transportieren kann.

Onkel hat die Vision, eines Tages hundert Kinder für sich arbeiten zu lassen. Sie sollen ihm wertvolle Gegenstände aus verschiedensten Jahrhunderten beschaffen, damit er die steigende Nachfrage nach Erinnerungsstücken aus vergangenen Zeiten befriedigen kann. Er sagt, er tue den Kindern, die andernfalls auf der Straße zugrunde gehen würden, einen Gefallen, aber das nehme ich ihm nicht ab. Dass es sich um Straßenkinder handelt, heißt ja nicht, dass sie für ihn Freiwild sind.

Abbie zufolge hat er bereits siebzehn Neulinge »eingesammelt«, von denen die meisten vier, fünf Jahre alt sind. Eigentlich sollte man glauben, dass es bei uns ständig Fluchtversuche gibt, doch in Wahrheit kommen die nur sehr selten vor. Wenn Onkel sich den Neuen gegenüber auch nur einigermaßen so verhält, wie er es früher getan hat, dann sind sie vermutlich voller Bewunderung ihm gegenüber.

Uns altgediente Time Catcher hält schon die Angst vor einer Bestrafung davon ab, das Weite zu suchen.

Und diese Angst ist keine Paranoia, sondern die na-

türliche Folge dessen, was wir selbst miterlebt haben. Die Drohung *Gedächtnisverlust* schwebt über jedem von uns.

Denn alle Erfahrungen, die jemand gemacht hat, können in einer einzigen Sekunde gelöscht werden. Das ist Onkels brutalste ultimative Waffe, und ich zweifle nicht daran, dass er sie jederzeit wieder einsetzen würde, wie er es auch bei Vlad getan hat, der im Marokko des dreizehnten Jahrhunderts versuchte, sich abzusetzen.

Soviel ich gehört habe, hatte sich auf Onkels Befehl hin dessen damaliger Assistent an Vlads Fersen geheftet. Er fand ihn und löste ein paar Gedächtnisverlustpillen in einem Krug Wasser auf. Als Vlad davon trank, wurden all seine Erinnerungen sofort gelöscht. Doch damit nicht genug. Er wurde zu *Edles für die Ewigkeit* zurückgebracht und man pflanzte ihm neue, falsche Erinnerungen anstelle der alten ein. Das war vermutlich auch der Grund, warum Onkel ihn nicht sogleich getötet hat. Warum sollte man einen bestens ausgebildeten Zeitdieb aus dem Weg schaffen, wenn man ihn auch umprogrammieren kann? Armer alter Vlad. Zwei Wochen später starb er auf einer Mission im spanischen Pamplona im Jahr 1983 – aufgespießt von einem Stier.

»Ich hoffe, die beißen nicht, so wie der Junge letzte Woche«, sagt Mario so gefühllos, als spräche er über das Wetter. »War wohl ein bisschen ungeschickt von mir. Ich wollte ihm nur Manieren beibringen, doch Onkel mag es nicht, wenn sie hier ganz ohne Zähne auftauchen. Was ist, Caleb? Kommst du mit, das wär doch ein Spaß.«

Ich schüttelte den Kopf und habe das Gefühl, vor Wut fast zu explodieren. Auf Nassim habe ich lange genug gewartet. Ich stehe auf und eile in Richtung Tür.

Mario tritt rasch zur Seite und versperrt mir den Weg. Obwohl wir beide dreizehn Jahre alt sind, ist er einen halben Kopf größer als ich, was er in diesem Moment voll ausspielt.

Nassim erscheint in der Tür. »Der Bericht ist fertig, Caleb, du kannst jetzt gehen. Bitte nimm deine Garderobe für die nächste Mission mit. Ach ja, und Abbie ist aus London zurück. Mario, lass Caleb bitte durch.«

Sie ist also tatsächlich zurückgekommen. Ich schaue zu Mario hinüber, der Nassim durchdringend anstarrt. Nach ein paar Sekunden gibt er es auf und tritt zur Seite.

Ich persönlich mag Nassim, doch Mario kann sich nicht damit abfinden, dass Nassim einen besseren Draht zu Onkel hat als er selbst. Und das Einzige, was ihn davon abhält, Nassim herumzukommandieren, ist die Vermutung, dass Onkel dies nicht gefallen würde. Außerdem hat Nassim bestimmt fünfzehn Kilo mehr Muskeln als er.

Bevor ich den Aufenthaltsraum verlasse, gehe ich in meine Kabine und nehme die Kleider mit, die Nassim für meine nächste Mission bereitgelegt hat – ein weißes Leinenhemd, eine weinrote Weste, eine schwarze Kniebundhose sowie ein Paar solide Gummistiefel. Während ich mich auf der Jungstoilette umziehe, trainiere ich vor dem Spiegel meine Mimik. Abgesehen von der Spannung, die sie mit sich bringen, mag ich an den Diebstählen besonders, dass sie es mir ermöglichen, als Schauspieler in eine Rolle zu schlüpfen. Diebstähle sind in gewisser Weise wie Auftritte. Irgendwas stehlen kann jeder, doch mir gefällt der Gedanke, die ganze Sache durch meine Kreativität auf ein völlig neues Niveau zu heben.



Richard Ungar

Die Time Catcher

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-15574-5

cbj

Erscheinungstermin: März 2013